



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Aus der stürmischen Zeit

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

rischen Helden wirft, so würde es der Auseinandersetzungen kein Ende geben. Die Klippe aller Rettungen ist hier nicht vermieden worden. Der Apologet Jungdeutschlands täuscht sich offenbar weit weniger über die künstlerischen Mängel seiner Helden, über die Gefahr, die in ihrer Zwitterstellung und Zwitterbildung lag (in einzelnen Fällen hebt er Mängel und Gefahr mit feinem Sinn und Takt hervor), sondern über die Grenzen ihres ursprünglichen poetischen, gestaltenden Vermögens, über die Schranken ihrer Aufnahmefähigkeit für Eindrücke der Natur, des Lebens, über ihre Fähigkeit zu verzichten. Das Geheimnis, daß die Aufgabe des echten Dichters neben ihren höchsten Preisen einen unbedingten Verzicht auf gewisse Wirkungen und Erfolge einschließt, ist den Jungdeutschen schwerlich ganz verborgen geblieben, aber die Kraft zu dieser Resignation hat ihnen im entscheidenden Augenblicke beinahe immer und überall gefehlt.

Wir wollen hier innehalten. Eine noch eingehendere Kritik würde zu vieles erörtern müssen, was für uns weder Bedeutung noch Folge mehr haben kann, was heute nur „Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut“ ist. Wir verübeln es Pröbß nicht, daß er sich mit ehrlicher Wärme und Überzeugung der von ihm geschilderten Bewegung annimmt, daß er in der wirklichen und scheinbaren Kühnheit der Ideen der von ihm geschilderten Schriftstellergruppe einen Ersatz für die Zerfahrenheit und Geschmacklosigkeit ihrer litterarischen Aussprache findet, daß er die unleugbare Feindseligkeit der Jungdeutschen gegen die Lyrik und die geschlossenen poetischen Formen wo nicht zu leugnen doch auf ein geringes Maß herabzusetzen sucht, wir vermögen aber seine Anschauung nicht zu teilen und seiner Polemik gegen andersgesinnte nicht zuzustimmen. So gewiß sein Buch eine Fülle vergebener Denkwürdigkeiten der Litteraturgeschichte neu belebt, gewichtige Beiträge zur Kenntnis der Zustände bringt, die in einer Zeit sinnloser Demagogerie und altersschwach gewordener Zensur vorherrschten, so entschiedne Anerkennung seine Pietät und seine beredte Fürsprache zu Gunsten der „Verfehmten“ verdient, er darf uns nicht verargen, daß wir schließlich nach wie vor den Geist, der der geöffneten Flasche wieder und wieder entsteigt, für abscheulich häßlich halten. Friede sei mit uns!



## Aus der stürmischen Zeit



Is der Kausch von 1848 versflogen war und fast nur Katzenjammer zurückgelassen hatte, der sich ebenso wie der Kausch bekauntlich in sehr verschiedener Weise äußern kann, erschienen in Menge Erinnerungen von Teilnehmern an der zuerst schönen, dann wüsten und zuletzt trostlosen Bewegung. Verschiedne solche Bücher beanspruchten als Geschichte angesehen zu werden, während sie doch

naturgemäß kaum etwas anderes als Parteischriften sein konnten und beweisen sollten, daß alles gut geworden wäre, wenn man die Partei des Verfassers nicht mit Unverstand oder bösem Willen an der Durchführung ihres Programms verhindert hätte. Diese Litteratur ist wohl völlig verschollen, wie wir uns der Zeit, der sie gewidmet war, meistens nur noch erinnern, wenn irgend ein grauer Volksmann mit Stolz bekundet, daß er sich durch nichts habe belehren lassen. Die entscheidenden Ereignisse der spätern Zeit haben uns gewöhnt, nur noch die Erfolglosigkeit der frühern Bestrebungen und Versuche in Betracht zu ziehen, und zu übersehen, daß die Episode immerhin eine vorbereitende Episode war. Der große Staatsmann, dem Deutschland seine Wiedergeburt verdankt, hat mehr als einmal anerkannt, daß er in höhern Jahren über manches anders denke, als er mitten im politischen Kampfe that. Daß die Geschichte revolutionärer Bewegungen vor allem lehrreich ist, leugnet niemand, wenn auch in entscheidenden Augenblicken die Lehren wieder vergessen zu werden pflegen. Aber ganz abgesehen von der möglichen praktischen Wertung muß den Vaterlandsfreund die Geschichte von 1848/49, wie wir sie jetzt ohne Voreingenommenheit überblicken können, in hohem Grade interessiren, schon weil sie uns zeigt, wie viel gute und klare Gedanken damals ans Licht traten, freilich meistens nur um von Maulhelden überschrieen oder von sogenannten Staatsmännern nicht verstanden zu werden.

Unter diesem Gesichtspunkte begrüßen wir drei Bücher, die sich auf unserm Tische zusammengefunden haben und uns die Stimmen eines Preußen, eines Württembergers und eines Österreichers vernehmen lassen, die damals wenn auch keine hervorragenden politischen Rollen gespielt, so doch gut beobachtet und ihre eignen Gedanken gehabt haben.

Nur der erste, Wilhelm Schelhäuser, lebt und wirkt noch, als Geschäftsmann wie damals und als Mitglied der nationalliberalen Partei im Reichstage. Seine anspruchslos vorgetragenen Erinnerungen aus den Jahren 1848 bis 1850 (Berlin, J. Springer) sagen uns im großen und ganzen nichts neues. Aber der Zufall hat ihn zum Augenzeugen oder Mithandelnden in kleinen Episoden der großen Episode gemacht, und die kleinen Vorgänge, die die Nachwelt weder aus Geschichtsbüchern noch aus Staatschriften kennen lernt, sondern nur aus Briefen und Tagebüchern, sind ja oft am meisten charakteristisch. Um in der kritischen Zeit Geschäftsangelegenheiten abzuwickeln, kam der Verfasser im Frühjahr 1848 nach Oesterreich, lernte die gemüthliche Anarchie in Wien kennen und den ungemüthlichen Slavenputsch in Prag. Ein umständlicher Bericht, den er über die Vorgänge in Böhmen der kölnischen Zeitung einsandte, ist vollständig wieder abgedruckt und verdient dies wegen der Unmittelbarkeit der Eindrücke, wegen des unparteiischen Standpunktes des Berichterstatters und wegen der Parallelen, die er anregt. Aus ganz deutschen Gegenden des Landes zogen Freischaren aus zum Schutze der in Prag durch

Windischgrätz bedrohten Freiheit, machten aber verständigerweise wieder Kehrt, als sie zuverlässige Nachrichten über den Charakter jener Freiheitsbewegung erhielten. Die Trautenaus Bürgerwehr führte der Dichter Uffo Horn an, der mit Meißner, Hartmann u. a. für die nationale Sache der Tschechen geschwärmt hatte, damals jedoch schon bekehrt gewesen zu sein scheint. Die tschechischen Städte dagegen verrieten mit einer einzigen Ausnahme nicht die mindeste Lust, den dummdreisten Brüdern in Prag die Suppe ausessen zu helfen. Wie ein Bericht aus den jüngsten Zeiten liest sich, was Döhlhäuser von dem komödiantenhaften Wesen und dem Fanatismus und der Brutalität in Reden und Thaten der Prager Freiheitskämpfer erzählt; und nicht minder stimmt es dazu, daß die Vernünftigen ihre wahre Gesinnung nicht kundzugeben wagten, so lange die Schreier noch nicht ausgerissen waren. Daß gerade die Letztern später die willfährigsten Werkzeuge des neuen Absolutismus wurden, ist allbekannt, und das Schauspiel würde sich unter ähnlichen Verhältnissen ohne Zweifel wiederholen. Wir können uns nicht versagen, eine Stelle aus den vor vierundvierzig Jahren niedergeschriebnen Schlußbetrachtungen hier herzusetzen. „Ich hasse die Slawen nicht, bin nicht ungerecht gegen sie. Offen und ehrlich nur hasse ich jene Partei in Prag, welche frivol und ohne allen Grund den Frieden zweier Nationen gebrochen, die jahrhundertlang zusammen gelebt, die in ihren Kronen und Ästen schon zusammen verwachsen waren. Ehrgeizige Litteraten, Renegaten und verächtliche Aristokraten, die beim Panlawismus noch ihre Rechnung zu finden glaubten, sie haben alles Unglück ihres Vaterlandes auf dem Gewissen, verflucht selbst von dem größten Teile ihres eignen Stammes, welcher Frieden und Gleichberechtigung beider Nationalitäten, nicht aber Herrschaft der einen oder andern will. Aber der Kampf mit jener Partei ist noch nicht zu Ende, und der Deutsche sehe sich vor!“ Zu Ende! Der doktrinäre Liberalismus und dann die unbegreifliche Versöhnungspolitik haben eben jene Partei zur unumschränkten Beherrscherin des Landes gemacht, und niemand könnte sich wundern, wenn die nächste Station der Bürgerkrieg wäre.

Im Hochsommer erhielt Döhlhäuser eine Anstellung im Reichshandelsministerium ohne Reich und ohne Handel; daß sie seine Zeit und Kräfte nicht übermäßig in Anspruch nahm, ist begreiflich, und die Schilderung des bis zur Wiedereinsetzung des Bundestages geführten Stilllebens ist ganz ergötzlich. Auch sonst findet sich da manches Heitere. Z. B. um ein Verbrüderungsfest zwischen deutschen und Wiener Demokraten feiern zu können, hatte man einen zur Messe gekommenen jüdischen Musterreiter aus Wien, der glücklicherweise den Namen Deutsch führte, nach Hanau zurückgebracht, in die Uniform der Wiener akademischen Legion gesteckt und so seinen Einzug als „Deputirter der Kaiserstadt“ halten lassen; in einem Kaffeegarten gab er dann „das übliche Anerbieten von Gut und Blut der Oesterreicher für die Befreiung Deutschlands

vom Tyrannenjoch“ ab und nahm die entsprechende Zusicherung aus dem Munde eines Abgeordneten von der äußersten Linken in Empfang.

1849 reiste Schellhäuser als Delegué de l'Empire germanique zur Ausstellung nach Paris, sah sich aber dort auf seinen Karten u. s. w. als Delegué d'Autriche bezeichnet und erhielt von dem Vorstande des Exekutivkomitees der Ausstellung die demütigende Aufklärung, daß jene Bezeichnung in seinem Interesse gewählt worden sei, weil möglicherweise die Thürhüter nicht wissen würden, was das Empire germanique sei! Bekanntlich hatte die französische Republik Friedr. v. Raumer nicht als Gesandten des deutschen Reiches anerkannt. Im folgenden Jahre wurde der Verfasser in die Schweiz gesandt mit der vertraulichen Mission, die Stimmung in der Neuenburger Sache zu erkunden, und fand die Lage ganz anders als der preußische Gesandte v. Sydow, der nur auf die Neuenburger Royalisten gehört hatte; dann machte er als Landwehroffizier die Mobilmachung mit, bei der auch er sich überzeugen konnte, daß Preußen damals nicht imstande gewesen wäre, einen ersten Krieg zu führen — was bekanntlich unlängst im Reichstage bestritten worden ist. Für das zweite Aufgebot waren nur unpassende Monturen, Waffenröcke, die mit Bindfaden zugechnürt werden mußten, Schuhe mit Holzsohlen, alte unbrauchbare Musketen vorhanden, es wurde von einer ungenügenden Anzahl alter, meist dienstunfähiger Offiziere kommandirt, von Disziplin war keine Rede. Nach Einsetzung des Interims wurde er aus dem „Reichsdienste“ entlassen, und damit endigen diese Erinnerungen.

Das zweite Buch: Aus der Paulskirche (Stuttgart, G. F. Göschensche Verlagshandlung) enthält, mit einer Einleitung und Anmerkungen des Herausgebers H. R. Schäfer versehen, die Berichte, die der damalige Abgeordnete Gustav Rümelin an den Schwäbischen Merkur geschickt hat. Die wohl mehr als hundert\*) Briefe, Frankfurt, den 28. Mai 1848 bis Gotha, den 28. Juni 1849 datirt, meistens wenig umfangreich, sind sehr anziehend und belehrend. Der Verfasser war dreiunddreißig Jahre alt und Lehrer in Nürtingen am Neckar, als ihn die dortigen Wähler in die Nationalversammlung entsandten. Seine Jugend und seine schwäbische Abkunft hätten erwarten lassen, daß er auf der Linken Platz nehmen, und wenn nicht für eine republikanische Verfassung, doch sicherlich gegen ein preußisches Kaisertum stimmen würde. Aber er verrät, wenn er auch im Laufe der Zeit und der Ereignisse einzelne Wandlungen durchgemacht hat, von Anfang an einen so klaren Blick für das, was nicht nur wünschenswert, sondern zugleich erreichbar ist, eine solche Besonnenheit im Urteil, wie es dazumal zu den größten Seltenheiten gehörte. Es war nicht bloß geistreich — im wahren Sinne —, wenn er als Mitglied der unglücklichen Kaiserdeputation auf die Frage des Königs von

\*) Sie sind weder beziffert noch mit einem Inhaltsverzeichnis versehen worden.

Preußen, wo Nürtingen liege, antwortete: „Zwischen dem Hohenstaufen und dem Hohenzollern,“ es bezeichnete seinen politischen Standpunkt. Er wollte ein geeintes mächtiges deutsches Reich, hatte jedoch, wie Paul Pfizer, erkannt, daß in einem solchen der mächtigste deutsche Staat die Führung haben müsse. Was er Ende Juli 1848, mitten in der größten Verwirrung, über das berechnete preußische Nationalgefühl und die Sinnlosigkeit des Verlangens schreibt, Preußen solle lediglich zu einer von Frankfurt aus regierten deutschen Provinz gemacht werden, sowie weiter die Rechtfertigung seiner Haltung in der Kaiserfrage, das darf auch heute noch manchem seiner engern Landsleute — und andern! — zum Lesen empfohlen werden. Natürlich hatte er damals in seiner Heimat heftige Anfeindungen zu bestehen. Schon in einem seiner ersten Briefe heißt es prophetisch: „Preußen wird eine solche Stellung [die Hegemonie], wenn es sie erreicht, nur dadurch erringen können, daß es sich teils durch weitere innere Umgestaltungen faktisch an die Spitze der deutschen Volksbewegung stellt, teils als Vorkämpfer Deutschlands nach außen durch glücklich geführte Kriege eine neue Stellung gegenüber von den andern Ländern und Stämmen sich erst erwirbt. . . . Man muß daher förmlich wünschen, daß neue Ereignisse noch neue Möglichkeiten eröffnen, und die Geschichte unsern Werken zu Hilfe kommt.“

Dieser Grundton klingt durch alle seine Erörterungen dieses Hauptpunktes durch, so oft auch augenblickliche Verhältnisse und Stimmungen deren Färbung etwas beeinflussen. Vieles andre, was in der Versammlung besprochen und von Rümelin mit einem Kommentar begleitet wurde, steht noch heute mit einem mehr oder minder großen Fragezeichen da. Er setzt klar auseinander, inwiefern die Dinge in den einzelnen Ländern der Einführung unbedingter Freizügigkeit entgegenstanden. Er kritisiert so treffend, als ob er schon Richter, Virchow und Komp. anzuhören das Glück gehabt hätte, die Nutzlosigkeit der „stundenlangen Reden, die Abgeordnete, die um kein Haar besser unterrichtet sind, als jeder andre Zeitungsleser auch, über auswärtige Angelegenheiten halten.“ Er erkennt als Hindernis einer völligen Trennung der Kirche vom Staat „den katholischen Begriff von Kirche, ihren absolutistischen Charakter, ihre unbegrenzten Ansprüche, ihre Abhängigkeit von einem auswärtigen Oberhaupt.“ Er weist die Politiker, die von unbedingter Freiheit alles Heil auch in diesem Verhältnis erwarten, auf das Umsichgreifen des Jesuitismus in den demokratischen Urkantonen, in Amerika und Belgien hin und sagt voraus, daß sofort nach dem Aufgeben des Aufsichtsrechts des Staates die Auslieferung der Schulen, aller Fonds und Stiftungen für Schulen u. s. f. werde gefordert werden. Auch was er über Österreich als selbständigen Staat und über dessen Verhältnis zu Deutschland sagt, ist das Ergebnis nüchtrner Abwägung aller ihm bekannten Umstände; und wenn er bei Behandlung der Polenfrage Ansichten vorbringt, die von unsrer Auffassung beträchtlich abweichen, so muß

billigerweise berücksichtigt werden, daß in jenen Tagen die Polenschwärmerei, zumal im Südwesten von Deutschland, noch nicht so gründlich wie heute abgefühlt sein konnte.

Es ließen sich noch viele Stellen anführen, die den jugendlichen Politiker der Menge seiner ältern Genossen überlegen erscheinen lassen. So rügt er gleich anfangs wiederholt die Zeitvergeudung z. B. mit der Durchberatung der Grundrechte in allen Einzelheiten, anstatt nur die Fundamentalsätze, gleichsam die „Überschriften“ festzustellen: denn wer die Geschichte der Revolutionen kenne, wisse, wie viel an Verzögerungen und kleinen Zufälligkeiten hängen könne. Ebenso täuscht er sich nicht darüber, daß das Urteil der Versammlung durch äußere Umstände unmerklich beeinflusst werde. „Man lebt in so stürmischer Zeit kurzichtig und dem Augenblick dienstbar dahin; man hält vorübergehende Schwankungen für einen verhängnisvollen Umschlag zum Steigen oder Fallen; man weiß nicht, ob auf die Welle, die uns hebt oder senkt, noch eine zweite und stärkere kommt.“ Und dergl. mehr. Alles in allem genommen, wird es nur wenige Bücher geben, die uns so vollständig und deutlich das innere Leben der Nationalversammlung, das Leben und Treiben, das Streben, Hoffen und Fürchten in ihrem Schoße vergegenwärtigen von ihren freudigen Anfängen bis an „ihren unaufhaltbaren traurigen Untergang.“ Das Buch wird schwerlich so viel Aufsehen machen, wie dereinst Rümelins „realistische“ Kritik Shakespeares, die zur Befriedigung aller großen Dramatiker der Gegenwart den Beweis zu führen suchte, daß auch dieser Homer mitunter schlaftrunken gewesen sei; wir halten es jedoch für bedeutender.

Eine wertvolle Ergänzung dazu liefert endlich die Schrift des Regierungsrates Grafen Deym in Breslau über den Anteil seines Vaters an den Verhandlungen des Frankfurter Parlaments: Friedrich Graf Deym (geb. 1801, gest. 1853) und die österreichische Frage in der Paulskirche (Leipzig, Breitkopf und Härtel). Graf Fr. Deym vertrat einen böhmischen Wahlkreis. Er stammte aus einem alten böhmischen Geschlechte, das sich in eine bairische und zwei österreichische Linien gespalten hat, und zwar aus der zweiten österreichischen Linie; der Sohn ist, wie er gelegentlich erwähnt, vor zwanzig Jahren freiwillig ausgewandert und in preußische Dienste getreten. Ihn erfüllt es daher mit lebhafter und wohlbegreiflicher Befriedigung, daß gerade sein Vater — der im allgemeinen in der Versammlung wenig hervorgetreten ist und sich außerdem nur durch volkswirtschaftliche Arbeiten bekannt gemacht hat — in den so wirren Verhandlungen über die künftige Stellung Österreichs als allein wünschenswert und zugleich als allein erreichbar ein Verhältnis bezeichnet hat, wie es durch Bismarck wenigstens annähernd jetzt zuwege gebracht ist und vielleicht in Zukunft weiter ausgestaltet werden wird. Auf allen Seiten war man damals sehr unzufrieden mit dem Redner, der mit Entschiedenheit die Daseinsberechtigung des österreichischen Staates verfocht und dem

Allmachtswahne der Versammlung in der schärfsten Weise mit der Alternative entgegentrat, entweder Österreich mit Heeresmacht zu unterwerfen, oder nicht Beschlüsse zu fassen, die durchzuführen die Macht gebrach. Dabei stand er durchaus auf deutschem Standpunkte, kritisirte treffend das Widersinnige des alten, damals für abgethan angesehenen deutschen Bundes, in dem Österreich eine fast allein entscheidende Stimme über deutsche Angelegenheiten; dagegen Deutschland in österreichischen Dingen gar nichts zu sagen hatte, und er verlangte sonach in beiderseitigem Interesse, daß „Österreich“ nicht als Bundesstaat, sondern als Staatenbund im Verhältnis zu Deutschland stehen solle. Freilich durfte er noch aussprechen: „Vergessen Sie nicht, bis an die äußerste Grenze der Bukowina, bis nach Dalmatiens Küste hinab spricht jeder Gebildete Deutsch; es ist nur allein das deutsche Element, welches die Bildung hineinträgt überall in die slawischen und magyarischen Länder.“ Mit welchen Empfindungen müssen solche Worte heute in Österreich gelesen werden!

Der Verfasser tritt überall bescheiden hinter seinen Vater zurück, hat sich jedoch keineswegs darauf beschränkt, dessen Reden zu sammeln und zu kommentiren, sondern die mannichfaltigen Gesichtspunkte, die in der weit-schichtigen Debatte geltend gemacht wurden, übersichtlich erörtert und damit ein Kapitel der deutschen Revolutionsgeschichte, das gegenwärtig so ziemlich vergessen ist, in das rechte Licht gestellt.



## Litteratur

Die Ostpreußen in der deutschen Litteratur. Eine Studie von Eugen Reichel.  
Leipzig, C. Reißner, 1892

„Wie Ostpreußen nach seiner geographischen Lage den Kopf Deutschlands vorstellt, so darf es auch in Beziehung auf die Litteratur als das eigentliche Hauptland angesehen werden.“ Diesen Kernsatz seiner Studie glaubt der Verfasser damit bewiesen zu haben, daß er aus den Litteraturgeschichten von Levinus, Kurz und Scherer alles, was lobend über Ostpreußen gesagt wird, zusammenstellt, und überall da, wo diese drei aus ästhetischer oder historischer Überzeugung ein absprechendes Urteil über ostpreußische Dichter gefällt haben, gegen sie loszieht. Schade um Simon Dach, um Hamann, um Herder, daß auf ihre großen Namen diese schäumige Brühe gespreizt wird. Und mit diesen Phrasen sollen die „bisher kaum recht in Betrachtung gezogenen Ostpreußen“ zum ersten male nach Gebühr gewürdigt werden! Wer rettet sie vor ihrem „Netter“? möchte man ausrufen, wenn zu befürchten wäre, daß dessen Geschrei Gehör fände. Schade auch um die gute Sache des Lokalpatriotismus, wenn er zu solchen Übertreibungen führt: „Herder ist neben Gottsched zweifellos die größte, einflußreichste Gestalt der Litteraturepoche, die mit dem Auftreten Gottscheds beginnt